



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Der Sinn des Christentums : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Sinn des Christentums

(Schluß)



Christus hat also die Weltkinder nicht verdammt, und diese sind auch nach Hilty weder schlechte noch böse Menschen. Ich ziehe daraus den Schluß, daß sie eben Gott nicht „auservählt“ hat, daß sie daher bleiben sollen, was sie sind. Hilty zieht diesen Schluß nicht und büßt dadurch den Nutzen der gewonnenen Erkenntnis ein. Er fährt an der angeführten Stelle fort: „Was ihnen fehlt, ist gemeinhin nur der Mut, gut zu sein, das hinreichende Vertrauen auf eine sittliche Weltordnung, die sicher genug bestehe, um den ihr sich Anvertrauenden auch über die Schwierigkeiten des Kampfes ums Dasein hinwegzuhelfen. In der That ist diese Sicherheit keineswegs augenscheinlich vorhanden; im Gegenteil, wer die Wege aller Welt verläßt, hat zunächst die Sicherheit vor Augen, daß er von ihr auch verlassen wird und vielleicht den größten Teil seines fernern Lebenswegs im Dunkel über die Frage zubringen muß, ob er wirklich das bessere Teil erwählt habe. Es sind also die Weltkinder einfach Leute, die lieber den gewöhnlichen und bekannten Weg gehn wollen, weil ihnen ein außergewöhnlicher zwar theoretisch recht schön und großartig, aber praktisch nicht hinreichend gangbar vorkommt.“ Hier muß zunächst die Wendung „der Mut, gut zu sein,“ gerügt werden; da die Weltmenschen bloß darum, weil sie Weltmenschen sind, weder schlecht noch böse zu sein brauchen, so darf man ihnen nicht in Bausch und Bogen den Mut zum Guten absprechen. Unter den Millionen Männern und Jünglingen, die sich schon für ein gefährdetes Vaterland in Todesgefahr gestürzt haben, sind von je hundert allermindestens neun- undneunzig Weltkinder gewesen. Auch der Glaube an die sittliche Weltordnung fehlt keineswegs allen Weltkindern; sie hat nicht einmal den alten Heiden gefehlt, nur haben sie einen andern Begriff von ihr als Hilty; sie glauben, daß diese sittliche Weltordnung die Anwendung der gewöhnlichen Waffen im Kampfe ums Dasein nicht verbiete, sondern gebiete. Der Mut, den Hilty meint, ist dem Mute zum Selbstmord ähnlich, es handelt sich doch auch nach seiner Ausdrucksweise um einen geistigen Tod. Nun ist dieser gewiß für die, die ihn zu erleiden wagen, der Durchgang zu einem neuen Leben, aber da er die Verneinung der meisten Formen des Weltlebens bedeutet, so soll er gar nicht von allen oder auch nur von der Mehrzahl erlitten werden. Die Bekehrung aller würde die Welt in eine kolossale Herrnhutergemeinde verwandeln, die zwar die

jetzt vorhandenen Kulturgüter verwenden, aber weil die Triebfedern fehlten, keine neuen hinzuschaffen, und falls sie sich früher gebildet hätte, die jetzt vorhandenen nicht geschaffen haben würde. Und fortbestehn könnte sie nur unter der Bedingung, daß das Gleichgewicht zwischen Geburten und Sterbefällen nicht gestört würde. Denn der Geburtenüberschuß, der fortwährend das wirtschaftliche, das soziale und das politische Gleichgewicht stört, erzeugt mit Notwendigkeit die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kämpfe, in denen die Privatmoral erstickt, weil jeder nur noch als Glied von Gruppen, Parteien und Massen handelt, die weder Moral noch Gewissen haben.

Damit wird weder die Möglichkeit noch die Wirklichkeit von Heiligen geleugnet, sondern nur die Möglichkeit, daß die Welt aus lauter Heiligen bestehen könne. Und unter den Heiligen, die Hiltys als Vorbilder hinstellt, glaube ich gerade der größten und von ihm bevorzugten Gruppe das Prädikat „heilig“ absprechen zu müssen. Es sind die Puritaner, vor allem Cromwell, ihr Haupt. Was sie in Hiltys Augen heilig macht, das ist ihr festes Vertrauen auf Gottes Führung und die Entschiedenheit, mit der sie sich Gott als Werkzeuge anbieten. Aber dieses Vertrauen und diese Entschiedenheit sind allen Fanatikern eigen, den islamitischen so gut wie den christlichen, den Kavaillacs so gut wie den Cromwells. Was diese Fanatiker vor gewöhnlichen gläubigen Menschen auszeichnet, das ist weit weniger die Größe ihres Gottvertrauens, als die Größe eines Selbstvertrauens, das alle eignen Wünsche, Bestrebungen und Ziele für Gottes Willen hält; während sie sich einreden, sie dienen nur Gott als Werkzeuge, gebrauchen sie selbst vielmehr Gott als Werkzeug für ihre eignen Pläne. Daß Gott die Welt regiert und auch mein eignes Schicksal lenkt, davon bin ich so fest überzeugt wie Cromwell; aber ich bilde mir nicht ein, mit meinen politischen Ansichten unfehlbar die Absichten Gottes getroffen zu haben, und ich würde daher, auch wenn ich das Zeug zum Staatsmanne und Feldherrn hätte und das Staatsoberhaupt die Verfassung verletzte, schwerlich ein Kriegsheer sammeln, den König bekämpfen und hinrichten lassen. Ohne Zweifel ist Cromwell gerade in diesen Thaten das auserwählte Werkzeug Gottes gewesen, und Gott hat ihm auch das Bewußtsein der Erwählung, das fanatische Vertrauen eingeflüßt, aber dem Wesen Gottes hat er dadurch nicht näher gestanden als Millionen weit weniger fromme Menschen; Sophokles, Spinoza, der neue Heide Goethe haben sicherlich mehr von Gottes Wesen in sich gehabt als der Lord Protektor von England. Jedes Geschöpf enthält Gott, denn ohne Gott giebt es kein Sein, jedes aber enthält ihn nur nach dem Maße und der Art seiner Fassungskraft, sodaß man von einigen sagen kann, sie enthielten ihn nicht, weil sie unendlich viel weniger enthalten als andre; und gerade von solchen, die weltumstürzende Werkzeuge Gottes sind, scheint die Schrift andeuten zu wollen, daß sie ihn nicht enthielten. Ein Sturm ging vor dem Herrn her, der Berge umstürzte und Felsen zerschmetterte, aber der Herr war nicht in dem Sturmwind; nach dem Sturm ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben; nach dem Erdbeben ein Feuer, aber der

Herr war nicht im Feuer; nach dem Feuer das Säuseln eines sanften Lufthauchs, und aus diesem sprach Gott zu Elias. Von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten halte ich so wenig wie Hilty, aber ich bin doch überzeugt, daß es in jeder Zeit einige wackere Männer unter ihnen giebt, die sich aufrichtig bemühen, gute Christen zu sein, und ich glaube nicht, daß solche heutigentags, soweit sie preussische und sächsische Pastoren sind, die Heiligkeit eines Mannes sonderlich hoch schätzen, der seinen König köpfen läßt. In England wird jetzt die Absicht, Cromwell ein neues Denkmal setzen zu lassen, heftig bekämpft; in der *Saturday Review* haben sich viele Stimmen dagegen und nur ein paar dafür ausgesprochen. In der Nummer vom 11. November beweist G. Colomb, daß die Bezeichnungen: Tyrann, Verräter und Mörder, mit denen der Parlamentsgerichtshof den König gebrandmarkt hat, nicht diesem, sondern Cromwell zukommen, und in der Nummer vom 23. Dezember beweist ein anderer, daß Karl I. als Märtyrer für die englische Kirche gestorben sei, die die Puritaner hätten unterdrücken und ausrotten wollen. Und was würde ein zum Glück unmöglicher Sieg des Puritanertums über alle andern religiösen und irreligiösen Richtungen bedeuten? Die Vernichtung von Kunst und Wissenschaft, ein Leben, das einem ewigen Leichenbegängnis gliche, den Tod aller unschuldigen Freuden, aber durchaus nicht den aller schuldvollen.

Als Salz haben die Puritaner sehr heilsam gewirkt, und als Salz der Erde bezeichnet Jesus auch seine Jünger, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß deren Heiligkeit auch nur die geringste Ähnlichkeit mit der puritanischen gehabt hätte. Die Bezeichnung „Salz“ hätte aber gar keinen Sinn, wenn es in der Absicht Gottes läge, die ganze Menschheit in eine den Jüngern gleichförmige Masse zu verwandeln. Das Gleichnis vom Sauerteig scheint zwar diese Absicht zu offenbaren, aber es kann auch so verstanden werden, daß nur gewisse Erkenntnisse und Grundsätze über die ganze Erde verbreitet werden sollen. Wie nun eigentlich die echten Heiligen aussehen, das ist auch nach Hilty schwer zu sagen. Die Erwähnung der Puritaner genügt, daran zu erinnern, daß auch das Allerheiligste der Welt noch viele Wohnungen hat — für die verschiedenen Sorten von Heiligen, die sich schlecht mit einander vertragen würden, wenn sie alle zusammen in einem Gemach untergebracht werden sollten, denn es giebt sehr wunderliche darunter. Als Übergangsstufe von den Weltkindern oder gewöhnlichen Christen zu den Heiligen können wir die Menschen betrachten, die weltlich gesinnt sind und leben, aber nicht allein an die sittliche Weltordnung, sondern auch an die göttliche Führung glauben und für ihre Person darauf vertrauen. Es ist klar, daß ein solcher Glaube und ein solches Vertrauen nur aus persönlicher Erfahrung geschöpft werden können, und Hilty führt oft in immer neuen Wendungen den Gedanken aus, daß Gott, die sittliche Weltordnung und die göttliche Führung nicht bewiesen werden können, sondern erfahren werden müssen. Diese Erfahrung kann man nun, wie gesagt, machen, ohne den Tod der Entfagung zu sterben. Unter denen aber, die diese höchste Stufe erklimmen, scheint es doch auch noch sehr verschieden geartete

Seelen zu geben; den Hauptunterschied deutet die Geschichte von Martha und Maria an. Hilty zieht den Weg der Martha vor; er will, daß der Gottselige sein Leben mit Arbeit verbringe; nur soll er sich bei der Arbeit ganz und gar als Werkzeug, sein Leben als einen Dienst auffassen und für sich selbst nichts begehren, „keine eignen Angelegenheiten mehr haben.“ Vor der Beschaulichkeit warnt er sogar, scheint sie aber doch, als „Leben in der Gottesnähe,“ für die letzte und höchste Stufe zu halten. Er ist aber so aufrichtig zu gestehn, daß dieser Zustand leichter zu denken als zu beschreiben sei, und daß uns die Beschreibungen derer, die ihn selbst erlebt haben, „hier gewöhnlich plötzlich im Stich lassen [gewöhnlich? nein, immer!], sei es, weil sie lebten, um zu handeln, nicht um zu schreiben, oder weil sie es verschmähten, Dinge über sich selbst auszusagen, die ihnen auf ihrer Stufe selbstverständlich und keineswegs verdienstlich, sondern als ein beständiges demütiges Empfangen erschienen.“ Mit Beschaulichkeit meine ich hier nämlich nicht das müßige Jesu zu Füßen sitzen, sondern das unmittelbare Innwerden Gottes, das äußere Thätigkeit nicht ausschließt. Etwas davon muß Hilty für jeden fordern, dem er den Namen eines echten Christen zugestehn soll, denn von jedem solchen behauptet er, daß er ein positives Glück genieße, das wahre, dauernde Glück, und da ein solcher die andre Art von Glück, die im Besitz vergänglicher Güter besteht, und von der Hilty nicht leugnet, daß auch sie Glück zu nennen sei, gänzlich aufgegeben hat, so muß er das höchste Gut, Gott, wirklich besitzen und dieses Besitzes inne werden. Es ist also die Liebe Gottes über alles, die ihn beglückt, und von dieser gilt nun im höchsten Grade, daß ihre Möglichkeit nicht bewiesen, sondern nur erfahren werden könne. Da die natürliche Erkenntnis, worin Hilty Kant beipflichtet, über das durch die Sinne bezeugte nicht hinausreicht (auch unser Selbstbewußtsein wird uns durch ein körperliches Organ, das Gehirn, vermittelt), da wir demnach von dem Wesen Gottes keine Vorstellung haben, so gehört eine übernatürliche Einwirkung dazu, diese Vorstellung, die den, der sie hat, beglückt, in ihm hervorzubringen. Gott so zu lieben, wie man Menschen liebt, ist deshalb dem nicht mit solcher übernatürlichen Einwirkung Begnadigten unmöglich. Wenn der gewöhnliche Mensch das Gebot, Gott über alles, mehr als sich und den Nächsten zu lieben, erfüllen soll, so darf das Wort „lieben“ nur als sinnbildliche Bezeichnung zweier Gemütsverfassungen verstanden werden, für die es keine passendere Bezeichnung giebt. Es ist damit gemeint, der Mensch soll daran denken, daß das Liebenswerte in den ihm teuern Personen nur ein Ausfluß Gottes ist, der demnach über alles liebenswert sein muß, und er soll Gottes Willen zur Norm seines Handelns wählen, sodaß er das Sittengesetz auch nicht dem geliebtesten Menschen zuliebe übertritt. Dagegen kann beim gewöhnlichen Menschen von einer Liebesneigung zu Gott und von einem aus solcher Neigung hervorgehenden Drange, sich mit ihm zu beschäftigen, zu unterhalten, keine Rede sein. Wo dieser Drang angenommen wird, da gilt er einer von irdischen Dingen abstrahierten Phantasievorstellung, und daß solche Vorstellungen gefährlich sind, erkennt Hilty an. Er

will deshalb auch das Verhältnis des Menschen zu Gott nicht unter dem Bilde des kindlichen oder des bräutlichen Verhältnisses dargestellt wissen, sondern als das Verhältnis des treuen Knechts zum Herrn, was gar kein Bild mehr ist, und in diesem Sinne kann auch wirklich jeder gewöhnliche Christ, der nicht im mindesten mystisch begabt ist, sein Verhältnis zu Gott auffassen und im Leben festhalten. Das selbe Johannesevangelium, das so bedenkliche Anklänge an die Gnostik enthält, zeigt doch andererseits wieder den für die ungeheure Mehrzahl der Menschen allein gangbaren Weg zu Gott. An das „fleischgewordne Wort“ ist schon erinnert worden; nehmen wir hinzu, was Jesus auf die Bitte des Philippus: Zeige uns den Vater, antwortet: „Solange bin ich bei euch, und ihr kennt mich noch nicht! Philippus, wer mich sieht, der sieht den Vater; wie kannst du sagen, zeige uns den Vater!“ Und das Wort des ersten Johannesbriefes: „Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, und hasset doch seinen Bruder, der ist ein Lügner; denn wenn er seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“ Diese Stellen zusammen genommen besagen, daß wir Gott nur im Menschen zu erkennen, nur im Menschen zu lieben vermögen, und daß der Gott, den wir zwar anbeten sollen, der aber ein reiner Geist und unsrer Erkenntnis unzugänglich ist, weder ein Gegenstand der Betrachtung noch der eigentlichen Liebe für uns sein kann. Wenn er für die Mystiker beides ist, so muß ihnen ein für die Wahrnehmung der jenseitigen Dinge eingerichteter innerer Sinn zu teil geworden sein, der uns gewöhnlichen Menschen abgeht, und es wäre eine eitle Mühe und ein sündhaftes Unterfangen, wenn wir versuchen wollten, etwas wahrzunehmen, wofür uns das Organ fehlt.

Wenn ich nun meine Ansicht, die ich bruchstückweise bei verschiedenen Gelegenheiten verraten habe, hier einmal kurz aber vollständig zusammenfasse, so wird sie nach dieser Auseinandersetzung mit Hilft verständlicher und hoffentlich auch annehmbarer erscheinen. Den Völkern unsers Kulturkreises — um die andern kümmern wir uns nicht — ist die Gabe verliehen, das Dasein Gottes und seine Weltordnung zu erkennen, sich in diese mit Bewußtsein einzufügen und an der Verwirklichung des göttlichen Weltplans verständnisvoll mit zu arbeiten. Die sittliche Weltordnung haben die Griechen schon in der homerischen Zeit erkannt. Ihre Auffassung des Göttlichen war kindlich, mitunter kindisch, aber die Juden hatten wenig Grund, sich ihrer würdigern und reinern Gotteserkenntnis zu rühmen, denn es war gar nicht die ihre, sondern nur die ihrer Propheten, die eigentlich erst in der christlichen Zeit verstanden worden sind und zu wirken angefangen haben; und als sich in den letzten Jahrhunderten vor Christus das ganze Volk zum Monotheismus bekehrt hatte, war aus ihrer Religion ein pedantischer, engherziger und kleinlicher Zeremoniendienst geworden. Mittlerweise war die monotheistische Idee auch den griechischen Weisen aufgegangen, und aus der Verbindung der griechischen Weisheit mit der jüdischen Religion entstand das Christentum, das den Völkern fortan folgende Dienste leistete. Es bot ihnen eine Religion dar, die nicht im Widerspruch zur Philo-

sophie stand, sodaß sich in ihr das Volk mit den Gebildeten wieder zusammenfinden konnte. Die Religion ist, wie Hartmann richtig gesagt hat, die einzige Form, in der das Ideale allen ohne Ausnahme dargeboten werden kann, und Hilty sagt ebenso richtig, daß es wohl ein christliches Volk, aber kein Volk von Philosophen geben könne. Nicht im Inhalt liegt das Hindernis, sondern in der Form. Die Religion, allerdings nur die christliche, bietet den Inhalt dar in einfachen, verständlichen Sätzen, in anmutigen Erzählungen, in Gleichnissen, die der Fassungskraft des Kindes angemessen und doch von unendlicher Tiefe sind, und in schönen Sinnbildern; die Philosophie dagegen spricht eine Sprache, die nicht einmal allen Gebildeten verständlich ist, und kein Philosoph verträgt sich mit den andern. Der zweite Dienst, den das Christentum der Menschheit erwies, bestand darin, daß es durch die Stiftung der Kirche eine von den wandelbaren politischen Gebilden unabhängige Gemeinschaft zur Verbreitung, Fortpflanzung und Erhaltung der Religion schuf. Der dritte darin, daß es im Gemeindeleben und im Gottesdienst einen Schatz von Hilfsmitteln zur Veredlung, Erhebung und Tröstung der Seelen bereitete. Der vierte darin, daß es durch die Person Christi und durch seine Auferstehung die Vermutungen über das Jenseits zur Gewißheit erhob. Die Behandlung der Auferstehungsfrage gehört zu den Stücken, in denen ich mit Hilty vollständig übereinstimme. Auch er ist der Ansicht, daß wir den Glauben an die Fortdauer im Jenseits wegen der ungesühnten Ungerechtigkeiten des Diesseits nicht entbehren können; seiner Ansicht nach würde ohne diesen Glauben das Schicksal von unzähligen Ehefrauen, und zwar gerade von guten Frauen, allein schon hinreichen, die Gerechtigkeit Gottes oder Gott selbst zu leugnen. Es kann nun nicht bezweifelt werden, daß Jesus durch seine Auferstehung, die von zahlreichen Augenzeugen verkündigt wurde, einen Glauben an das jenseitige Leben erzeugt hat, den keine heidnische Philosophie jemals in den Massen zu erzeugen vermocht hat, und dieser Glaube ist es, der den christlichen Völkern ihren Optimismus und ihre Thatkraft erhält und sie vor dem Versinken in schlaffe Resignation und lähmenden Pessimismus bewahrt. Um den Glauben an die Auferstehung Christi kommen auch wir trotz aller Proteste der modernen Wissenschaft nicht herum, denn es hieße, wie Hilty ebenfalls richtig bemerkt, die ganze sittliche Weltordnung umstürzen, wenn man annehmen wollte, die größte und wohlthätigste Erscheinung der Weltgeschichte beruhe auf einer Lüge oder auf Halluzinationen abergläubischer Leute.

Der Lauf der Weltgeschichte ist durch das Christentum nicht geändert und die Menschheit nicht umgeschaffen worden. Wie vor Christus giebt es auch in der christlichen Zeit Gute und Böse, Weise und Thoren, Kluge und Dumme, Zarte und Rohe. Nach wie vor walten Liebe und Haß, Selbstsucht und Gemeinsinn, edle und unedle Leidenschaften. Nach wie vor genießen die einen und entbehren die andern, wollen die Besitzenden immer mehr haben und die Nichtbesitzenden den Besitzenden ihr Eigentum entreißen, wird im Kampf ums Dasein gerungen mit den Waffen des Geistes, mit Zunge und Feder und mit

Kriegswaffen, die unendlich viel mörderischer und grausamer sind als die Schwerter und Bogen der homerischen Helden. Nach wie vor gilt das Sittengesetz, das im Morgenlande Moses und die Propheten, in Europa die Staatsmänner, Philosophen und Dichter Griechenlands und Italiens verkündigt haben. Nicht also eine andre und höhere Sittlichkeit unterscheidet die Christenheit von den alten Heiden — wie Luther im Hinblick auf die Sitten seiner Zeit oft seufzte: Wollte Gott, wir lebten alle wenigstens wie rechtschaffne Heiden, so haben wir auch heute noch Anlaß genug zu seufzen —, sondern daß wir Stützen dieser Sittlichkeit haben, die den Alten abgingen, und die sich in Zeiten eines allgemeinen politischen Zusammenbruchs, der die Polizeistützen wegnimmt, bewähren, und daß wir eine unerschütterliche Hoffnung haben. Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch kurz die Frage beantworten, was das Böse sei. Hilty hält das Wesen des Bösen für ein unergründliches Geheimnis; gerade darin aber sehe ich gar nichts Geheimnisvolles, denn die Mythologie aller Völker hat es erkannt. Das Gute an sich ist Gott, und das Gute in Beziehung auf die Welt ist Gottes Schöpferwille und seine Verwirklichung in der Welt: das Gute ist wohlgeordnetes Dasein und Leben, gesundes und glückliches Leben. Das Böse ist also die Verneinung, Verderbnis und Zerstörung des Lebens, der Tod und die Tötung, weshalb *ἀπολλύων* (Apokalypse 9, 11) der einzige richtige Name des Teufels ist. Während nun aber die alten Mythologien das Böse auf ein Gott feindliches Wesen zurückführen, lehrt uns die tiefere moderne Natur- und Lebensbetrachtung, daß es Bedingung der Welt, also des Guten ist. Ob es eine andre Welt geben könnte, wissen wir nicht; jedenfalls haben wir keine Vorstellung von einer solchen; in unsrer Welt, der einzigen, die wir kennen, beruht alle Verbindung auf vorhergehender Trennung und Lösung, alle Gestaltung auf dem Spiel einander anziehender und abstoßender Elemente, das Leben der einen Geschöpfe auf der Vernichtung anderer, und das Leben der spätern Generationen auf dem Tode der frühern. Dem Menschen ist nun das schwierige und verantwortungsvolle Amt zugefallen, in diesen Prozeß mit Bewußtsein einzugreifen, bald Leben zu spenden oder zu fördern und zu beschützen, bald zu töten, Leben zu vernichten oder wenigstens zu beeinträchtigen. In der Ausübung dieses Amtes bewährt er seine Sittlichkeit. Daß er mitunter gezwungen ist, andre zu schädigen, darin besteht der Zwang zur Sünde, dem keiner ganz entgehn kann, also die Sündhaftigkeit der Menschennatur. Daß dieser Zwang oft teils durch die Naturanlage seiner Eltern und Voreltern, teils durch die ohne sein Zuthun von den frühern Geschlechtern geschaffnen Einrichtungen und gesellschaftlichen Verhältnisse vermehrt wird, darin besteht die Erbsünde. Seine sittliche Natur hat nun der Mensch dadurch zu bewähren, daß er, soviel in seinen Kräften steht, das Leben fördert, daß er im Zerstören nie über das Maß des unbedingt notwendigen hinausgeht, und daß ihn diese Notwendigkeit betrübt. Bei solcher Gesinnung thut er nur objektiv Böses (hier ist der Ausdruck „objektiv,“ den Herr von Frege in Mißkredit gebracht hat, zweifellos berechtigt). Geht er aus Selbstsucht

über dieses Maß hinaus, so thut er subjektiv Böses. Nicht selten sucht er das zu beschönigen, indem er es als einen Dienst Gottes oder der Kirche oder des Vaterlands darstellt, aber ein Mensch von zartem Gewissen läßt sich durch den vermeintlichen Nutzen der Allgemeinheit nicht zu schlimmen Handlungen verlocken. Wenn wir als wirklich unfreiwilige Werkzeuge Gottes Böses thun, z. B. im Kriege Feinde töten müssen, so sollen wir darüber betrübt sein und uns mit nichts trösten als mit der Hoffnung, daß Gott alles zum Guten lenken und uns im Jenseits das durch soviel Unheil gewirkte Heil sehen und preisen lassen werde. Wenn sich dagegen einer Gott gern anbietet zu Henderdiensten, so beweist er damit, daß er in Wirklichkeit gar nicht Gott, sondern seiner schlechten Leidenschaft dient. Er vernichtet nicht mehr bloß, weil das Vernichten zur Vorbereitung einer Neuschöpfung gehört, sondern weil er Wohlgefallen findet am Vernichten. Damit betritt er die tiefste Stufe der Bosheit. Wird die Schädigung des Nächsten nur begangen, um sich einen Vorteil oder Genuß zu verschaffen, so ist das zwar schon subjektiv böse, ein Frevel, wie es die Alten genannt haben, aber das Böse haftet dem Menschen nur als eine Eigenschaft an, die er wieder los werden kann. Empfindet er dagegen Freude daran, so zu handeln, und handelt er so, weil ihm Schmerz und Tod des Nächsten an sich Vergnügen machen, so ist das Böse zum Wesen seiner Seele geworden; er ist ein *ἀπολλύων*, ein Teufel geworden, der gerade Gegensatz zu Gott, der sich der Zerstörung nur als eines Mittels zum Bauen und Bilden bedient. Ob einem solchen zur Seelensubstanz gewordenen Bösen Fortdauer im Jenseits beschieden ist, und ob demnach neben dem Himmel ein Reich des Bösen als Hölle besteht, können wir nicht wissen. Viele Schriftworte scheinen zur Annahme einer wenigstens vorübergehend bestehenden Hölle zu zwingen; doch hält es Hilty für möglich, daß sowohl die wirklich Bösen wie solche Menschen, die gar kein zur selbständigen Fortdauer befähigtes geistiges Leben in sich entwickelt haben, beim Tode des Leibes der Vernichtung anheimfallen. Die Strafe der Bösen würde dann im unseligen Zustande ihrer Seelen während des Erdenlebens bestehn. Die Annahme eines zum Teufel gewordenen gefallnen Engels scheint zwar ebenfalls durch die Schrift beinahe geboten, aber zur Erklärung des Bösen, das auf Erden geschieht, ist sie nicht notwendig. Thukydides fragt einmal, wie man sich wohl die im Peloponnesischen Kriege von Griechen gegen Griechen verübten Unthaten erklären könne. Er antwortet darauf: Im Frieden und wenn es allen wohlhergehe, seien die Menschen mild und freundlich gegeneinander; im Kriege aber, wo sie gezwungen seien, eigentlich gegen ihren Willen viel Schlimmes zu thun, und wo alles Wohlergehn aufhöre, würden alle im Ingrimm einander gleich. Aber auch im Frieden ergeben sich vielfach Zustände, die den Menschen zum heftigsten Widerstande zwingen, und so findet er sich bald zu Unthaten gereizt, bald zu unrechtmäßigem Genuß oder zum Überschreiten des Maßes im Genuß verlockt, und gewohnheitsmäßige Verübung des Bösen kann zuletzt Wohlgefallen an solchem Handeln erzeugen. Hilty bemerkt einmal, die Frage, ob der Mensch von Natur gut oder böse sei,

habe wenig zu bedeuten, genug, daß das Böse thatſächlich da ſei. Die wiſſenſchaftliche Genauigkeit gebietet jedoch feſtzuſtellen, daß der Menſch zwar urſprünglich weder gut noch böſe, ſondern zu beidem angelegt iſt, daß ihm aber das Gute näher liegt und lieber iſt als das Böſe, da ja das Gute Leben, Geſundheit und Freude bedeutet. Daher zeigt ſich erfahrungsgemäß der Menſch in einer Umgebung, die ihm das Gute nicht übermäßig erſchwert, gewöhnlich gut. Läge das „radikale Böſe“ nicht in den Verhältniſſen, ſondern in der Seele, ſo würden die Menſchen nach Perioden, wo alle Teufel los ſind, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, niemals wieder vernünftig werden; ſie wären ja dann in ihrem Element; in Wirklichkeit empfindet die Mehrheit ſolche Zuſtände als einen unangenehmen Zwang und atmet auf, wenn ſie davon befreit wird.

Chriſt im weiteren Sinne iſt jeder, der an den perſönlichen Gott, an deſſen Offenbarung in Chriſtus und an das perſönliche Fortleben im Jenseits glaubt, und der ſich ehrlich bemüht, das natürliche Sittengeſetz zu erfüllen. Einen engeren Kreis bilden die Perſonen, die entweder inne werden, daß ſie, als Werkzeuge für gewiſſe Zwecke, Gegenſtand einer beſondern Fürſorge Gottes und Führung durch ihn ſind, oder die ein lebhaftes Bedürfnis haben, mit Gott zu verkehren, ſeinen Wegen nachzuſpüren, ſeine Werke zu bewundern und ihn zu preiſen, oder bei denen beides zutrifft, alſo die Frommen. Sie ſind keineswegs immer Tugendmuster, erfreuen ſich aber trotzdem in hohem Grade des göttlichen Wohlgefallens, wie z. B. David, an den Hilty öfter erinnert. Der engſte Kreis endlich beſteht aus den Jüngern Jeſu, die das göttliche Leben des Meiſters, die Gott ſelbſt in ihre Seelen aufgenommen und „keine eignen Angelegenheiten mehr haben.“ Dieſe leben nach den Worten der Bergpredigt, und ſie ſind den übrigen Chriſten notwendig als lebendige Zeugen eines übernatürlichen Lebens; ohne ſie würde der Glaube an die Auferſtehung Chriſti wankend geworden ſein, ſobald die letzten Augenzeugen dieſes Wunders geſtorben waren. Daß dieſe Scheidung immer beſtehn bleiben ſoll, iſt im Neuen Teſtament deutlich ausgeſprochen, und daß ſie thatſächlich beſteht, haben die Einſichtigen unter den Frommen jederzeit anerkannt. In der katholiſchen Kirche hat dieſe Anerkennung das Ordensweſen geſchaffen, bei den mittelalterlichen Regern und den ſpäteren Proteſtanten die Lehre von der unſichtbaren Kirche erzeugt, zu der ſich auch Hilty bekennt. Jenes leidet an vielen Übelſtänden, beſonders aber daran, daß das Allerinnerſte, Unſichtbarſte und Unfaßbarſte zum Gegenſtand eines nach rohen, nicht einmal durchweg zweckmäßigen, äußern Vorſchriften betriebnen Handwerks gemacht wird, und daß nicht die Hälfte derer, die in einen Orden eintreten, wirklich berufen ſind, aber, durch das Gelübde gebunden, drin bleiben und die Rolle von Heiligen ſpielen müſſen, während ſie keine ſind. Die Lehre von der unſichtbaren Kirche dagegen verleitet die Frommen, ſich zu ſeparieren und die Maſſen ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſodaß die evangeliſchen Kirchen längſt zerfallen wären, wenn ſie nicht von den Staatsregierungen zuſammengehalten würden; Luther ſelbſt läßt manchmal

durchblicken, daß, wenn ihm nicht die Jugend leid thäte, er sich kaum mit der Einrichtung eines neuen Kirchenwesens abplagen würde, da an der rohen Masse der Erwachsenen doch Hopfen und Malz verdorben sei. Warum wird nun diese Scheidung, die einmal besteht, nicht amtlich anerkannt? Warum gesteht man nicht offen ein, daß die Vorschriften der Bergpredigt nur für die Jünger gelten, daß man aber bei der großen Masse der Christen schon zufrieden sein müsse, wenn sie wenigstens wie rechtschaffne Heiden leben? Die Bergpredigt muß natürlich trotzdem in der Kirche verkündigt werden, für die wenigen Ausgewählten unter den Zuhörern als Gebot, für die andern als ein Ideal, an dessen Unerreichbarkeit sie zwar nicht zu zweifeln brauchen, das aber wenigstens ihre Noheit und Selbstsucht beschämt und ihnen einen Begriff von dem übernatürlichen Leben giebt, das für sie im Jenseits liegt. Der Geistliche mag ihnen bei der Verkündigung sagen: So seid ihr nicht, und Gott verlangt es auch nicht von euch; aber es giebt solche Menschen, habt Ehrfurcht vor ihnen, und laßt den Abstand zwischen ihnen und euch wenigstens nicht gar zu groß sein! Heute wird entweder den Leuten gesagt, daß sie in die Hölle kommen, wenn sie nicht alle Gebote des Neuen Testaments beobachten, und das wird ihnen von Geistlichen gesagt, die im besten Falle ebenso weltlich gesinnt und mit denselben Schwächen und Leidenschaften behaftet sind wie die Zuhörer, oder man sagt ihnen ähnlich wie bei der Gottheit Christi und bei der Auferstehung, sie müßten solche unmöglich klingenden Aussprüche nicht wörtlich verstehen, sodaß das Neue Testament seiner ganzen Kraft und Bedeutung entleert wird und nichts davon übrig bleibt als die ganz gewöhnliche bürgerliche Sittenlehre. Beide Methoden machen die Kirche lächerlich und verächtlich. Bei dem derblustigen, von keiner Reflexion beirrten Geschlecht des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts konnte man ein wüstes Leben mit einem ganz ehrlichen Glauben zusammenreimen, weil dieser Glaube eben nur ein gedankenloser Buchstabenglaube war, nicht „der Mut zu einem idealen Leben,“ wie Hilty den Glauben definiert, und da konnten in den Kirchen Grabschriften gesetzt werden wie die im Kloster zu Doberan, von denen Moltke für seine Frau einige abgeschrieben hat.*) Aber in unsrer kritischen und grüblerischen Zeit ist das nicht mehr möglich; da verfällt eine Kirche, die sich solcher Widersprüche schuldig macht, rettungslos dem Spott nicht bloß der Gebildeten,

*) Im zweiten Bande der Briefe an seine Frau S. 115. Der schönste ist der auf dem Denkmal eines Herrn von Bülow:

Düvel wicke wüd von mi
 Ik scheer mi niks um di
 Ik bin en Meckelnborgschen Edelmann
 Wat geit di Düvel min Supen an?
 Wenn du sidst in de Höllenqual
 Drink ik mit Jesus
 Ne södte Kalfschaal.

sondern der Massen; deren Spott erst recht, wenn die Gebildeten den ihren aus Furcht vor der Sozialdemokratie ins Herzenskammerlein verschließen, das in diesem Falle nur allzu durchsichtig ist. C. J.



Von unserm türkischen Freunde



Als ich kurz nach Beendigung des türkisch-griechischen Krieges mit meinem alten würdigen Freunde Ahmed-Bey in Ak-Shehir zusammentraf, da erzählte er mir mit wichtiger, ernster Miene, daß jetzt 5000 deutsche Familien nach Anatolien kämen, um große Kolonien zu bilden.

„Über meinen ungläubigen Gesichtsausdruck wurde der alte Herr, der der Patriarch einer weitverzweigten Landwirtschaft treibenden Familie ist, gegen seine Gewohnheit ganz erzürnt, indem er mir erklärte, daß er es selbst in der Zeitung gelesen habe, und daß der Padischah es nicht gestatte, derartige Unwahrheiten zu drucken.

„Merkwürdigerweise wurde mir dieselbe Neuigkeit auch von verschiedenen andern Seiten mitgeteilt und überall in einer Weise der höchsten Zufriedenheit und Genugthuung, denn, setzten sie alle hinzu, »die Deutschen sind unsre wahren Freunde, und sie werden uns herzlich willkommen sein.«

„Wie gerade die Zahl von 5000 deutschen Familien entstanden war, konnte ich nicht ergründen, und wenn ich auch allen diesen Mitteilungen keinen Glauben schenkte, so konnte schon das Auftauchen solcher Gerüchte zum Nachdenken Veranlassung geben.

„Ich habe in manchem der vorhergehenden Abschnitte die Schatten- und Lichtseiten des anatolischen landwirtschaftlichen Lebens in voller Wahrheit geschildert, und es hat mich bei dem Niederschreiben meiner Erlebnisse der Gedanke nicht verlassen, einer etwaigen deutschen Kolonisierung in Anatolien einen Dienst zu leisten.

„Der Deutsche hat durch das Aufblühen vieler Kolonien in den fernsten Weltteilen den unbestreitbaren Beweis erbracht, daß, sofern die Verhältnisse die Kolonisierung nur einigermaßen begünstigen, er auch vorwärts kommt und sich den fremden Verhältnissen vortrefflich anzupassen versteht.

„Anatolien nun mit seiner spärlichen Bevölkerung, mit seinen umfangreichen kultivierbaren Gebieten muß als ein Kolonisationsgebiet erster Ordnung bezeichnet werden; würde ich aber um meine Meinung befragt, ob es dem deutschen Auswanderer anzuraten sei, sich in Anatolien niederzulassen, so könnte ich diese Frage nur ganz bedingungsweise bejahen.